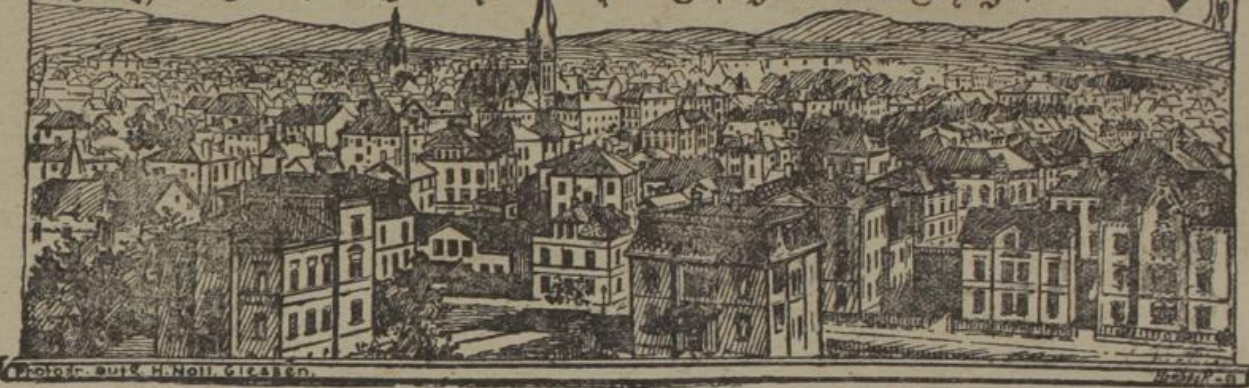


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

Ruth wunderte sich nicht über die springende Art der Freundin. Sie wußte, daß es Franziska heimlich verlegen machte, wenn man ihre im Grunde stets edlen und selbstlosen Gedanken durchschaute; sie konnte bei solchen Gelegenheiten von Herzen grob werden, und es war vorgekommen, daß sie dann zynisch und mokant wurde, was Ruth nicht ertragen konnte.

Die Frisuren der Damen, der stillere und vornehmere Glanz der Linden, und gleich darauf das verwirrende Getriebe der Friedrichstraße beschäftigten sie so, daß sie, atemlos schauend wie ein Kind, kaum noch inhörte, was Franziska sagte.

Diese warf fortwährend verstoßene Seitenblide zu ihr hin.

„Wie wunderbar sie aussieht!“ dachte sie. „Und dabei ist es nur das Innere, was aus ihr herausleuchtet, was sie so hübsch macht! Wieviele Männer werd'n sich in sie verlieben! Freilich, ich sehe, daß sich auch der Berliner Frauentypus außerordentlich zum Vorteil verändert hat. — Vor zehn Jahren noch stand es nicht zum besten damit; aber mit Riesenschritten eilen solche Kulturerscheinungen vorwärts.“

Die „Kulturerscheinung“, die Franziska soeben im Sinne hatte, interessierte auch Ruth. Und wie ein junger Student, der das erste Mal in eine große Stadt kommt, rief sie begeistert:

„Ach, Fränze, diese Menge entzückender Mädchen! Ich begreife nicht, wie es so viele davon geben kann! Sieh nur diese Große, die hier kommt!“

Franziska warf einen Blick auf die Bezeichnete und konnte es in Ruhe tun, denn es war eine augenblickliche Stodung eingetreten, und die endlose Wagenreihe stand still.

„Ach, sieh da!“ rief sie aus, „das ist ja Fräulein Verber! Die kenne ich — sie ist Photographin, ein netter Mensch — ich werde euch bekannt machen — das trifft sich ja vorzüglich!“

Sie winkte so energisch nach dem nahen Bürgersteig hinüber, daß Therese, die dort eilig dahinschritt, es bemerken mußte.

Freundlich grüßend trat sie heran und reichte Franziska die Hand:

„Sie hier, Frau Sebius? Wie nett!“

„Haben Sie Zeit, Fräulein Verber? Steigen Sie ein, ich freue mich, gerade Sie hier erwischt zu haben. Ich bringe soeben einen fremden Vogel nach Berlin, der hier heimisch werden soll — Fräulein Stockton, Amerikanerin, Buchhalterin, Künstlerin und meine Freundin.“

Lachend gaben sich die beiden Mädchen die Hand.

„Das letztere,“ rief Therese, „genügt als Einführung vollständig! — Wo fahren wir aber hin? Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit.“

Sie war eingestiegen, und Franziska nidte:

„Das ist vorläufig genug. Wir kommen vom Bahnhof und fahren nach der Pension Schubert in der Königgräzter Straße. Meine Freundin sucht hier eine anständig bezahlte Stellung, die ihr noch einige Stunden eigne Zeit läßt. Sie war bisher in meinem eigenen Ort beschäftigt, hat dort ihre Stellung gekündigt, was den ehrenwerten Chef veranlaßt hat, ihr ein ganz nichtsagendes Zeugnis zu geben, was aber nichts schadet, denn sie hat hier noch einige Empfehlungen von mir, hat genug Geld, um einige Wochen ohne Sorgen leben zu können, und wird bei Frau Tribalbi Gesangsstunden nehmen, wobei Frau Tribalbi einiges lernen wird.“

„Fränze,“ rief Ruth, „so hole doch Atem!“

Therese lächelte und blickte wohlgefällig Ruths zartes Gesicht an.

„Frau Sebius hat immer ein Tempo, bei dem einem selber der Atem ausgehen kann,“ sagte sie. „Aber ich weiß doch nun schon alles Wichtigste über Sie. Ich für meine Person . . .“

„Sie,“ fiel ihr Franziska ins Wort, „ist die rechte Hand des Hophographen Professor Otter . . .“

„Mit nichts!“ unterbrach sie Therese. „Sondern ich bin seit acht Tagen ein selbständiges Wesen, Tierphotographin, und zwar eine vortreffliche Tierphotographin! Doch, Fräulein Stockton, das kann Sie unmöglich interessieren. Frau Sebius kennt mich auch nur aus dem Otterschen Atelier und von einer achttägigen Sommerreise her, die uns beide nach Mügen führte. Sie kann also gar nicht so sicher wissen, daß ich für einen Keuling in diesem Spreebabel ein passender Umgang bin. Aber ich bin's! Und ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen irgendwie von Mügen sein könnte.“

Ruth reichte ihr die Hand.

„O, ich danke Ihnen,“ rief sie fröhlich. „Ich glaube, ich darf mich glücklich schätzen, daß ich gleich so freundliches Gegenkommen finde! Und es gibt mir schon ein tröstliches Gefühl, daß ich doch nun einen Menschen hier kenne!“

„Liebes Kind,“ sagte Franziska trocken, „du wirst bald mehr als genug kennen! Durch die Tribalbi allein machst du zahllose Bekanntschaften. Wer die sind mit Vorsicht zu genießen, während Fräulein Verber — du wirst es schon allein fühlen — eine Säule für dich sein kann. Uebrigens erzählen Sie doch, Fräulein Verber, wie sind Sie denn zu einem so mutigen Entschluß gekommen?“

„Angeborene Dreistigkeit!“ erwiderte Therese ernsthaft. „Mein Onkel, von dem ich Ihnen ja erzählte, hat mich beinahe verstoßen, weil ich meine sichere Brotstellung aufgab. Aber ich hatte doch recht. Schon habe ich einige Duzend sehr fesselnder Tieraufnahmen gemacht. Sie glauben gar nicht, wieviel Vergnügen das macht!“

„Doch, ich glaub's! Auch ich habe oft lieber mit Tieren

zu tun, als mit Menschen. Aber hier sind wir nun zum Ziel. Darf ich Sie noch anderswohin fahren? Oder wohnen Sie in dieser Gegend?"

"Ich wohne nicht weit und steige lieber aus. Also, Fräulein Stockton, ich werde mir in den nächsten Tagen erlauben, Sie zu besuchen und mit Ihnen einen Kriegsplan auszudeuten, wie wir uns am besten im Berliner Wirbel eturichten. Einstweilen aus Wiedersehen!"

Ruth hatte fast gar nichts gesprochen, aber ihr lebhaftes Mienenspiel hatte gezeigt, wie sympathisch ihr diese neue Bekanntschaft war.

Jetzt nickte sie und lächelte und drückte herzlich die dargebotene Hand.

Dann ging es drei Treppen hinauf, über breite Stufen, die mit billigen und purpurroten Käufern belegt waren. Auf jedem Treppenabsatz befand sich ein Wandspiegel schlecht und recht; daneben ein Nothesselfchen ohne Lehne für schwache Steiger.

"Uff!" sagte Franziska, als sie bei dem dritten Stockwerk angekommen waren und nun feststellten, daß dies erst die „zweite Etage“ sei. „So ein Schwindel! Das haben wir nun auch erst von den Pariserern gelernt: „Au troisième — audessus de l'entresol!“ Als ob es eine Schande wäre, im vierten Stock zu wohnen!"

Sie klingelte, endlich vor der richtigen Tür, herrisch und lange. Und sofort, wie aus einer Pistole geschossen, stürzte jemand herzu und riß die Tür auf.

Es war ein ganz junger Herr, knabenhaft und ausländischen Aussehens, der offenbar jemand anders erwartet hatte und nun eine verlegene Verbeugung machte.

"Oh, entschuldigen Sie," murmelte er in der kauenden Aussprache, die Franziska mit „Anautschen“ zu bezeichnen pflegte. „Ich dachte..."

"Ist Fräulein Schubert zu sprechen?" unterbrach sie ihn. „Wir werden erwartet — sozusagen."

Eine Tür rechts tat sich auf, und ein Dienstmädchen mit einem weißen Häubchen erschien.

"Gott, Mister Bost!" sprach sie vorwurfsvoll zu dem Jüngling. „Sie sollen doch nicht immer aufmachen! — Bitte die Damen! Fräulein wird gleich kommen!"

Und mit einer gebildeten Geste öffnete sie die Tür zum Salon, drehte eine elektrische Lampe an und versicherte dann freundlich, es sei recht schönes Wetter.

"Fräulein" kam nun auch eilfertig herbei. Eine große, unendlich magere Dame mit einem Gesicht, das so mechanisch lächelte, daß man das Gefühl hatte, auch im Schlafe lächle es wohl verbindlich.

"Grüß Gott!" rief sie den Damen entgegen, absichtlich ihren süddeutschen Gruß wählend, den sie sich trotz zwanzigjährigen Aufenthaltes in Berlin nicht abgewöhnt hatte, weil man ihr stets versicherte, es klinge so „traulich".

"n Abend," erwiderte Franziska trocken. „Na, wie geht's, Fräulein Schubert? Hier ist Fräulein Stockton, von der ich Ihnen geschrieben habe. Für einen Monat ungefähr wird sie wohl Ihr Gast sein, dann hat sie hoffentlich ein Unterkommen gefunden."

"Herzlich willkommen!" flötete Fräulein Melinda Schubert. „Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird. Meine Schwester und ich, wir haben ja viel Erfahrung und können Ihnen gewiß mancherlei Rat geben. Nun will ich Ihnen aber erst Ihr Zimmer zeigen. — Gnädige Frau, Sie bleiben doch auch einige Tage hier, nicht wahr?"

"Nur bis morgen, ich bin zu Hause nicht abkömmlich. In diesem Pensionat wohne ich stets, wenn ich in Berlin bin, Ruth. — Es ist teuer hier, — na natürlich, Fräulein Schubert! — aber auch gut. Und du mußt gut genährt und gepflegt werden, gerade in dieser ersten Zeit, wo Berlin Sturm auf deine Nerven laufen wird."

"Ach, Sie haben ja ein so ruhiges, schönes Zimmer, liebes Fräulein Stockton," lächelte „Fräulein", „Sie werden herrlich schlafen. Auch ist unser Pensionat augenblicklich nicht überfüllt — nur einige Ausländer und durchreisende deutsche Damen; man hat es bei uns ganz in der Hand, ob man allein bleiben oder anregenden Verkehr haben will. Wünschen Sie allein zu speisen, so können Sie das auch — natürlich gegen Extraberechnung, das geht ja nicht anders. Hier sehen Sie, dieses Zimmer dachte ich — aber es sind auch noch andere frei, falls Sie irgend wünschen..."

Ihr Redestrom ging immer in derselben devoten, geschäftsmäßigen Weise weiter, während sie das winzige Hinterstübchen zeigte.

"Danke, es gefällt mir ganz gut," murmelte Ruth. „Mir gefällt es zwar gar nicht," versicherte Franziska, „aber für heute Nacht mag es gehen. Die Hauptsache ist ja doch, daß es still ist. Ich selbst? Wo haben Sie mich hinquartiert?"

"Hier nebenan — bitte! Ist es Ihnen so recht, gnädige Frau? Oder wünschen Sie..."

"Nein, nein, wir wünschen gar nichts, Fräulein — machen Sie doch nicht so viele Umstände! Ich weiß ja doch, daß für den abgemachten Pensionspreis bei Ihnen nur ganz bestimmte Zimmer zu haben sind. Also ist's gut, und wir bitten nun um gar nichts mehr als um warmes Wasser. Wollen Sie, bitte, Marie damit herschicken? Sie heißt doch wieder Marie?"

"Ja, in der Tat — man kann doch unmöglich jeden Monat einen neuen Namen einführen — leider bleiben ja die Dienstmoten heutzutage kaum länger. Also ich sende das Wasser. Und das Gepäck? Soll es abgeholt werden?"

"Es kommt als Frachtgut. Danke sehr, Fräulein." Die Tür schloß sich hinter der langen, demütigen Gestalt, und Ruth blickte vorwurfsvoll die Fremdbin an:

"Aber Franziska, wie kannst du denn das arme Wurm so greulich behandeln?"

"Aha! Also das hast du bereits gemerkt, daß sie ein „armes Wurm" ist? Nun, dann will ich dir mal etwas sagen, die ist schlauer und geschickter als du und ich zusammen! Mit all ihrer Devotion hat sie nie eine Sekunde etwas anderes im Sinne als ihren Profit, und damit hat sie auch ganz recht! Geschäftsfrauen müssen so sein! Nur wählte sie aber eine ungewöhnliche Maske dafür. Ich will sie aber nicht schlecht machen! Taugte sie nichts, so hätte ich dich ja nicht hergebracht. Sie gibt vorzügliche Verpflegung und hält aus anständige Pensionäre. Ihre Schwester ist nichts als Küchenbrödel, man sieht sie fast nie. Die beiden haben aber schon ein hübsches Kapital zusammengelächelt, das kann ich dir sagen. So, da kommt die ewige Marie mit dem heißen Wasser. Und nun wollen wir uns ein wenig einrichten und dann zur Wendtinsel gehen, wenn der Gong ertönen wird."

Sie versicherte sich noch durch einen raschen Blick, daß Ruths Handgepäck zur Stelle war, ging in ihr Zimmer hinein und schloß die Tür.

Ruth begann sich einen Augenblick, sah sich um, als müßte sie erst feststellen, daß sie allein sei, und atmete tief und ein wenig befreit auf.

Dort stand ein kleines, altmodisches Sofa, auf das sank sie hin, nahm den Hut ab und schloß die Augen.

"Wunderlich!" dachte sie. „Nun bin ich wahrhaftig in Berlin! Bin weg von zu Hause! Und das ist alles gekommen wie ein Orlan! Nicht vierzehn Tage ist es her, da saß ich noch bei Herrn Becker in dem neuen Bureau und graulte mich, weil der gräßliche Mensch mir mit seinen unerträglichen Augen so viel vorredete! Und dann kam es Schlag auf Schlag! Erst ging Hermann Kürow fort — dann wurde ich tollkühn und kündigte Becker — dann bekam Vater Nerven-anfälle — und schließlich ging doch alles glatt und ich reiste ab; und nun bin ich hier! Wahrhaftig draußen im Strom! Ach, wie das donnerte und brauste da auf den Straßen! Und mir ist eigentlich ein bißchen bange, und eigentlich ist mir auch wieder furchtbar kühn und fröhlich zumute! Es wird schon gehen, denke ich! Das nette Mädel, die Therese Berber! Die hat's gemacht, glaube ich! Wenn ich die nicht gleich so gefunden hätte — vielleicht wäre ich ganz zerfnirscht vor Angst! Denn Franziska, so gut ich ihr bin, und so sehr ich auch ihrer tatkräftigen Hilfe alles dies verdanke, sie versteht es nicht, einem neben dem Mut auch noch ein Stück Frieden zu geben. Und den brauche ich! Den werde ich mir auch immer schaffen, auch wenn es nur in einem so winzigen Zufluchtswinkel ist wie dieses Zimmer. Das Fräulein Berber — die wird mir schon helfen. Die hat so was Warmes. Das braucht man ebenfalls! Und übrigens ist es ja himmlisch still in dieser Zelle."

Sie hatte die Augen geschlossen, um die wohlthuende Stille des Augenblicks auszufasten.

Und plötzlich schlief sie. Schief fest und tief, so daß sie nicht aufwachte, als Franziska klopfte und fragte, ob sie fertig sei.

Sie öffnete nun die Tür und sah Ruth schlummernd auf dem Sofa halb sitzen und halb liegen.

Ein sanftes und liebevolles Lächeln glitt über Franziskas Züge. Einige Sekunden betrachtete sie mit mütter-

Nachem Wohlgefallen das zartgefärbte Antlitz, die schimmernde Braut der Flechten und die dunklen, geraben Augenbrauen über den geschlossenen Lidern. Dann zog sie sacht die Tür wieder zu und verließ auf den Zehenspitzen ihr Zimmer.

„Sie soll schlafen,“ murmelte sie. „Wie jung sie noch ist! Und wie gesund, daß ihr Körper sofort von selbst das beste Erfrischungsmittel ergreift, um die Ermüdung wegzumachen, die sie natürlich überfallen hat! Ich werde allein der Abendtafel bewohnen und später dem kinde Abendbrot auf dem Zimmer geben lassen! Morgen soll sie Berlin im nüchternen Vormittagslicht kennen lernen. Und dann reise ich ab, und sie muß allein im Strome schwimmen. Erlügt mich nicht mein Gefühl, so wird sie hier ihr Glück machen, so oder so; ehrlich und tapfer ist sie — solche Menschen braucht man hier wie überall. Glückauf denn, meine kleine Ruth!“

Ihre innere Nührung hinter den funkelnden Aneiser-gläsern verbergend, begab sich Franziska in den allgemeinen Salon und begrüßte einige Stammgäste, die sie von früher kannte. Auch der knabenhafte Jüngling wurde ihr vorgestellt, der ihnen vorhin die Tür geöffnet hatte: Mister Post aus Philadelphia; Kaszwaren er gros und Schau-unternehmer; ein Kröfus von Vaters Gnaden, dessen kindliches Benehmen über seine fabelhaften merkantilen Talente ebenso hinwegtäuschte wie „Fräuleins“ Demmit.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Ausreißer.

(Schluß.)

Die fremde Dame war bald hinter ihm her. An der fünften Straßenecke holte sie den Flüchtling endlich ein. Sie hatte bemerkt, wie sein ganzes Wesen aus den Angeln ging, und sie wollte sich den Versuch nicht verdrischen lassen, es wieder einzurufen; vielleicht kam sie noch zurecht, um ärgeres Unheil zu verhüten.

Er wurde über und über rot, als die schöne, feine Dame ihn anrief, und sein erster Instanz war, davonzulaufen. Aber schließlich schämte er sich seiner lubenhabsten Scheu, und als sie sachkundig von Musik und von seinem Spiel zu sprechen begann, hatte sie sein Vertrauen bald gewonnen.

Ueber vierzehn Jahre war er bereits alt, natürlich! Und er wollte Musiker werden, Romantist. Und keiner sah, wie ihn die Schulscheibe beengte, wie die harten Mauten und Stacheln der Tad-dissiplinen seine nach künstlerischer Gestaltung dürstende Seele wund und blutig rissen. Und man habe ihm sogar die Weiterbildung in seiner vergotteten Kunst versagt, damit die Schulstudien nicht darunter litten. Da habe ihn die Verzweiflung gepackt; und der Drang nach dem großen Erlebnis der seelischen Freiheit, das da draußen irgendwo auf ihn wartete.

Und er beichtete ihr auch, wie er seine Sehnsucht büßen gemüht, und wie er von jenem Gauller in der gelbholenen Uniform bis aufs Leder ausgeplündert worden sei. Und wie er längst wieder zu Hause wäre, wenn nicht die Entdeckung des erlittenen Verlusts zugleich seinen Nachverloren entzählen müßte.

Sie schaute nicht den langen Weg, den sie der arme, trostlose Junge quer durch ganz Berlin mit sich schleppte. Hatte sie nicht selbst mit ihrer trostlosen Sehnsucht zu kämpfen? War sie nicht selbst von Heimweh geschüttelt — von Heimweh nach einem Menschen, der ihr einst Freund und Vaterhaus und Welt und Seligkeit gewesen war?

Sie hatte von ihm nichts wiedergehört, seit er in den Krieg gezogen war. Seine Kunde von Tod, Verwundung oder Gefangenschaft hatte sie erreicht. Leer und hohl klang das Echo des Krieges von den tosenden Schlachtfeldern in ihr verarmtes Leben hinein. Es war ein Schmerz, tiefer und lastender noch als jener der Frau und Mutter im Trauerstol.

In Werken der Güte und engelhaften Guld entausst dies übermächtige Leid ihrem vollen Herzen, suchte sich Mlenkung und Trost im Trösten der andern. Das war es, was sie antrieb, den mühseligen Pfaden der Mütter verlassen nachzugehen.

Jenen scharfen, verzehrenden Schmerz aber konnte sie heute vielleicht einer geängstigten Mutter ersparen.

Wenn er die verlorene Summe von ihr annähme, so könnte er noch heute in sein Heim zurückkehren, und niemand brauche zu wissen, welsch schicksalschwere Möglichkeiten zwischen Anfang und Ende dieses Tages beschloßen lagen.

Er ging langsamer, unruhig überlegend. Wieviel hing von diesem Entschluß ab! Seine Stimme überschlug sich vor Erregung und heimlicher Freude, als er antwortete:

„Wenn es als Darlehen aufzufassen ist —“ Und er bitte um ihre Adresse.

Das letztere verweigerte sie. Als großer Tonkünstler werde er ja sicherlich einst an der Lage sein . . . meinte sie scherzhaft. Und dann werde sie ihn schon wieder zu finden wissen.

Da wussten beide lachen.

Er steckte den Schein hastig in die Westentasche, während sich die Helfertin mit flüchtigem Gruß seinem Dank entzog.

Spät abends betrat er das Familienzimmer. Das Gedeck für ihn stand auf dem Tisch.

Gott sei Dank — es war noch niemand auf der Polizei gewesen! Aber alle hatten sich anscheinend sehr um ihn gekümmert.

Was denn eigentlich los war? —

Oh, nichts Besonderes. Sie hätten sich nur etwas länger beim Fußballspielen aufgehalten. . . . Und in einem Wirtshaus, da war eine Dame, und die spielte Schumann — herrlich! . . .

Während er ah, herrschte ein bedrücktes Schweigen. Wie wenn etwas Fremdes in der Atmosphäre läge.

„Und wo hast du denn das Geld?“ fragte endlich Mama.

„Hier, Mutti! Es konnte mir niemand wechseln. Ein Kollege hat einweilen für mich ausgelegt.“

Und dann, prägend und schwer, als hinge viel, viel mehr davon ab als von all den in Rede stehenden Kleinigkeiten:

„Mutter — darf ich morgen wieder mit den Musikanten im Konservatorium beginnen?“

Sie wußte nicht, wie es kam; aber es war etwas in seiner Stimme, was jede Ablehnung und Gleichgültigkeit ausschloß.

Sie zog ihn an sich und küßte ihn, wortlos bejahend.

### Die Rose in der Kulturgeschichte und Poesie.

Keiner Blume wurde von jeher eine solche Verehrung zuteil wie der Rose. Schon im Altertum hieß sie die Königin der Blumen oder die Blume der Blumen. Bei den alten Griechen war sie Aphrodite, der Göttin der Liebe, und Eros geweiht. Unsere Vorfahren hatten sie Frau Holle zugeeignet, und später wurde sie der heiligen Maria gewidmet. Sie war allgemein das Sinnbild der Anmut, der Schönheit und der Jugend, wegen ihres raschen Vergehens aber auch das des schnellen Verfalles und der Vergänglichkeit alles Irdischen. Papst Urban V. stiftete die Goldene Rose, die Tugendrose, die am Sonntag Lätare, dem Rosensonntag, an katholische Kirchen verleiht wird. Wie sich in allen Zeitaltern Liebende mit Rosen beschenkten, wie diese das Symbol der Jugendfröhllichkeit waren, wie sie Göttern als Opfer dargebracht und großen Feldherren bei Siegeszügen hingestreut wurden, so wurde der Rosenstrauch auch auf Opfertöden und auf Gräbern eingepflanzt. Die Rose erscheint überall: an berühmten Bauwerken, auf Bildnissen, auf Gedenkstätten und auch in den Wappen alter Geschlechter.

Wie keine Blume mehr Verehrer und Verehrerinnen gefunden hat, als die rasch welkende Rbk, so hat auch keine so viel Dichter gefunden. In Griechenland und im alten Rom, im Persien der alten Zeit, überall wird die Rose als die schönste Blume von den Dichtern gefeiert. Die Morgenröte nennt sie Homer, und unzählige Dichter der Alten wissen Herrliches über die Rose, aber auch Wehmütiges über ihr rasches Verwelken zu berichten. Ausonius singt im 4. Jahrhundert unseres Zeitalters:

Einen einzigen Tag umfaßt das Leben der Rose,  
Das in einem Monat Jugend und Alter verknüpft

und weiter:

Pflüde die Rosen, o Mädchen, solange sie grünen und blühen,  
Wisse, daß auch dein Lenz schnell wie die Rose vergeht.  
Jedust, der größte verführte Dichter, singt von der Rose:  
Siebzehnmahl die Rose blühte,  
Siebzehnmahl ist sie verwelket;  
Und die Nachtigall besang sie  
Und verstummte siebzehnmahl.

Auch in Deutschland gibt es kaum einen Dichter, der der Rose nicht ein Gedicht oder mehrere gewidmet hätte. Altmeister Goethe sang:

Sah ein Knab' ein Röslein stehn . . .

und in „Sermann und Dorothea“ heißt es:  
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze,  
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.  
Chamisso, Logau, Höltn, Lessing, Uhland, Platen, Rückert, Emanuel Geibel und viele andere, alle haben die Rose besungen. Wie schön weiß Platen die Rose zu schildern, wenn er sagt:

An Dauer weicht die Rose dem Rubin,  
Ihn aber schmückt des Lanes Träne nicht,  
und Senau singt:

Diese Rose plüdt' ich hier  
In der fremden Ferne;  
Liebes Mädchen, dir, ach dir  
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag zieh'n  
Viele weite Meilen,  
Ist die Rose längst dahin,  
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land  
Lieb von Liebe wagen,  
Als sich blühend in der Hand  
Läßt die Rose tragen.

### Laub und Reisig zu Futterzwecken.

Von verschiedenen Seiten ist angeregt worden, Laub und Reisig in größerem Maße, als dies bisher geschehen ist, zu Futterzwecken heranzuziehen. Bei der großen Futtermittelknappheit, unter der das Viehwied zu leiden hat, ist jeder Versuch, dieser Not abzuhelfen, beachtenswert; die Anregungen sind im Kriegsernährungsamt einer genauen Prüfung unterzogen worden. Es hat sich gezeigt, daß bei dem Mangel an Arbeitskräften und bei den bestehenden Beförderungsschwierigkeiten eine zentralisierte Verarbeitung dieser Stoffe zu Futtermitteln zur Zeit nicht durchführbar ist; dagegen erscheint es sehr wohl erwägenswert, überall da, wo Laub und Reisig mit den vorhandenen Arbeitskräften, gegebenenfalls unter Veranziehung der Schuljugend, gesammelt und in nahe gelegenen Trocknungsanstalten zu einem dauerhaften Futter verarbeitet werden können, alsbald die hierzu erforderlichen Anordnungen zu treffen. Es dürfte alle Veranlassung bestehen, erneut auf die Bedeutung dieser Futterstoffe hinzuweisen und die Gewinnung derselben je nach Lage der Verhältnisse thunlichst zu fördern.

Im Anschluß hieran sei nachstehend ein Verfahren zur Laub- und Reisigfütterergewinnung angegeben.

Die abgeschnittenen kleinen Reiser diesjähriger und vorjähriger Triebe, die höchstens 1/2 Zentimeter stark sein dürfen, werden 1—2 Tage auseinanderbreitet, damit die frischen Triebe und das Blattoverl etwas trocken und weß werden. Sodann bindet man sie ähnlich wie Getreidegarben oder wie den ersten Schnitt der Luzerne in kleine 30 bis höchstens 40 Zentimeter starke Bündel zusammen, und zwar so, daß das Blattoverl nach der gleichen Seite gerichtet ist. Zum Binden, das locher erfolgen muß, können Ruten-, Birken- oder Weidenruten benutzt werden. Die Reisigbündel sind wie Getreidestiegen zu 6—8 aufrecht gegeneinander oder anlehndem im Baumstämme zu stellen. Damit die Trocknung nicht zu schnell ist soll sie nicht in der prallen Sonne, sondern möglichst im Halbschatten erfolgen. Andernfalls vertieft das Reisig an witzigem Geruch, die Blätter fallen leicht ab, und die Tiere fressen es dann nicht so gern. Je nach dem Wetter müssen zwecks gleichmäßiger Trocknung die Bündel umgestellt werden. Sind sie zur Genüge ausgetrocknet, das bei günstigem Wetter in etwa 6—8 Tagen geschehen sein kann, so bringt man das Reisigfutter am besten auf trockene, luftige Haus- oder Scheunenböden unter Dach, wo es nachtrocknen kann. Wie Wiesen und Weiden nach dem Einern nachschneidet, so ist dies auch bei Futterernte und Laubheu der Fall. Die Reisigbündel dürfen daher beim Einern am Aufbewahrungsort nicht zu dicht und fest aufeinandergepackt, sondern müssen möglichst locker und luftig gelagert werden, damit eine Erwärmung sowie ein Stockigwerden und eine Schimmelbildung vermieden wird.

Für den Futterwert ist es am geeignetsten, wenn das Laub demächst, also im Mai oder Juni, geschnitten wird, es ist zu dieser Zeit nährstoffreicher als im Juli und im August. Auch die Tageszeit des Schnittes ist nicht ohne Belang, so sind die am Abend geschnittenen Blätter und jungen Triebe gehaltvoller als die am Morgen geschnittenen.

In den Blättern der Bäume und Sträucher wird mit Hilfe des Sonnenlichtes Stärke gebildet, diese sind also in den Abendstunden am stärksten. Während der Nachtzeit wird die Stärke in den Blättern in Zucker umgewandelt und im Saftstrom dem Stamme und den Wurzeln zugeführt, daher sind in den Morgenstunden die Blätter am nährstoffärmsten.

Für die Laub- und Reisigfütterergewinnung sind demnach die zu beachtenden Hauptgesichtspunkte: Rechtzeitiger Schnitt, vorsichtiges Trocknen im Freien und sorgfältige, trockene, luftige Lagerung unter Dach.

### Büchertisch.

— Adam Müller-Guttenbrunn: Joseph der Deutsche. Ein Staatsroman. Einband von F. Felger, Berlin. Gebunden M. 4.50, gebunden M. 6.—. Verlag von L. Staadmann in Leipzig. — Die geschichtliche Romanreihe, die mit dem „Großen Schwabenzug“ begann, in „Barmherziger Kaiser!“ fortgesetzt wurde, kommt mit „Joseph der Deutsche“ zu einem vorläufigen Abschluß. Die Besiedelung des südlichen Ungarn mit Deutschen aus dem Reich hat ihren Höhepunkt überschritten, kein künftiger Herrscher tut mehr, was die vorausgegangenen getan haben, in Joseph gibt sich das Werk, das der Dichter in bunten, vollstämmlichen Bildern ins vor Augen geführt hat. Achtzigtausend deutsche Bauern siedeln im Banat, auch evangelische, die Joseph rief. Jetzt kommt das Einleben in das kaiserliche Land und die Einpassung der neuen Provinz in den ungarischen Staat. So beginnt dieser bewegte, lateinreiche neue Roman. Aber er wird auch zum Lebensroman des Kaisers Joseph, dessen ganzes Werk der Staatsreform, der Menschenbeglückung und Götterbefreiung galt. Das Banat tritt allmählich zurück in sein Verhältnis zum Reich, es handelt sich jetzt um ganz Ungarn, es handelt sich um Oesterreich und seine fernem niederländischen Provinzen. Was heute Kriegsschauplatz ist in West und Südost, das ist zuerst auch in diesem Buche. Joseph ringt mit der belgischen Frage, und er ringt um die Wala-

hei und Serbien. Waude in „Barmherziger Kaiser!“ der Werdenbe geschäftert, steht hier der fertige, gepreßte Totemannsch vor uns. Seine ganze Umwelt, das thersianisch-josephinische Oesterreich mit Wien als Mittelpunkt wird lebendig vor dem Leser und der Dichter kleidet seinen spröden Stoff von der ersten Zeile an in die leuchtenden Farben des Romans.

— Wenn alle Brunnlein fließen. Deutsche

Liabestieder. Ausgewählt aus den deutschen Volksliedern von Hans Heinrich Ehrler. In künstlerischem Einband M. 2.80. Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. Diese Volksliedersammlung weis mit glücklicher Hand aus dem unerhöplich reichen Schatz der deutschen Volksdichtung das Beste aus und Lyrikste, über 100 deutsche Volkslieder, auszuwählen. Ehrler gibt neben Unbekanntem ganz Unbekanntes, neben Liedern bekannter Dichter wie Hauff und Mörike echte Kinder des Volkes, neben wirklichen Liedern kurze Sprüche, neben Hochdeutschem mittelhochdeutsches Gut, ein buntes und farbenprächtig Gemisch, durchweht von dem süßen Hauch treuer Zuneigung, verhaltener Blut und auch heltem Schmerz, ein Querschnitt durch unsere Dichtung von seltenem Reiz.

— Dr. Stichel: Die Zukunft in Marokko. Mit Beleitwort von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Franz Suchmann. Reist einer Karte 1:2000000. (Verlag von Dietrich Reimer, Berlin S. 48.)

— Oesterreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. von August Fournier, Professor der Geschichte an der Universität Wien. („Männer und Völker“, 1. Hft., Verlag von Ullstein & Co., Berlin.)

### Siegener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

Spinat-Plinsen: Man quelt entweder für diese Plinsen einen Teil Gröhe oder Haserflocken mit etwas Salz in Wasser besonders und läßt diese erkalten. Der Spinat, wenn man nicht einen Rest nehmen will, der so allein nicht mehr ausreichend ist, wird zerlesen, gewaschen, in siedendem Wasser abgewellt und mit der Gröhe vermischt. Wenn möglich, nimmt man etwas geriebene Weißbrot, ein Ei oder etwa 1 Pössel Milch dazu, nach Geschmack etwas geriebene Zwiebel in Fett geschmort. Von diesem Teig bäckt man handgroße Plinsen.

Grüne Möße: Man reibt kalte gekochte Kartoffeln, mischt sie mit zerlassenen Fett, Salz, Muskat, gehackter Petersilie, Schnittlauch und Majoran, man kann auch feingehackten Spinat oder Sauerampfer nehmen, fügt ein Ei und etwas Gries dazu; von diesem Teig formt man Möße und kocht sie in Salzwasser.

Stachelbeerspeise mit Ortes: Gebuchte, gewaschene Stachelbeeren werden mit reichlichem Wasser und einer Messerspitze Natron gargekocht und durch ein Sieb gerührt. Den Saft mit Gries dick kochen lassen und zum Kaltwerden in die Schüssel getan.

Fischsülze: Man kann diese Sülze von jedem Fisch bereiten, auch von grünen oder gewässerten Herlingen. Die Fische oder Fischreste werden entgrätet und in Stücke zerlegt. Wasser mit Salz, Gewürz und Zwiebeln kochen lassen, die Fischstücke hineinlegen, damit sie etwas durchziehen. Man legt sie alldann vorsichtig mit dem Schaumlöffel in eine tiefe Schüssel, Gurken und Zitronenscheiben darauf. Das eingekochte Fischwasser, mit einigem Blatt Gelatine und etwas Eigelb vermischt, wird darüber gegossen.

### Kriegsmusik.

Vom Tiger das Haupt, eine alte Stadt,  
Dann was in sich die Heimat hat,  
Ein Zahlwort und ein Führwort auch, —  
So wird das schreckliche Ganze.  
— Es ist nach jetzigen Krieges Brauch —  
Musik zum Waffentanz.

— Zi.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Kataufgabe in voriger Nummer.

Kartenverteilung:

V. a b d B, a 10, K, D; b A; c 10, D, 8.  
M. c B, a A, 9, 8, 7; c A, K, 9; d 8, 7.  
H. b 10, K, D, 9, 8; d A, 10, K, D, 9.  
Skat: b 7, c 7.

Spiele:

1. V a B, a 7, b 8. — 2. V d B, a 8, b 9. —  
3. V b B, a 9, d 9. — 4. V a D, a A, d A (— 25)  
5. M d 7, d K, a 10. — 6. V b A, c B, b 10 (— 23)  
7. M d 8, d D, a K. — 8. V c 8, c K, d 10 (— 14)  
9. M c A, b K, c D (— 18) Den letzten Stich macht der Spieler; die Gegner haben aber bereits 80. Es hätte dem Spieler nichts genügt, wenn er in den ersten Stichen statt Trumpf etwa Farbe gespielt hätte. Er müßte die c 10 abwerfen oder sich heraus-scheiden lassen.